

Entweder-oder : eine wahre Geschichte

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **158 (1879)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Entweder — oder.

Eine wahre Geschichte.

Der alte Gemeindeammann von G. hat seiner Zeit Manchen heimgetragen, nämlich manchen schweren Brand, wie man sie im Wirthshaus kauft, liter- oder schoppenweise.

Einmal war er auch in der Stadt bei einer Gerichtsverhandlung. Diese hatte zwar um zwei Uhr ihr Ende erreicht, aber dann kam das Essen in der Post, das bis fünf Uhr dauerte, und dann mußte er auch noch im Löwen und Bären einsprechen, sonst hätte man es ihm dort übel genommen. So war es — es war in der Mitte Oktobers — bereits Nacht, als er die Stadt verließ; er kannte aber den Weg genau, und hätte er ihn nicht gewußt, so hätten ihn seine Stiefel von selbst ge-

glücklicher- oder unglücklicher-weise liegt zwischen der Stadt und G. ein Dorf, M. genannt, und in dem Dorf ist ein Wirthshaus, das Rößle geheißt, und an dem Rößle konnte unser Held nicht vorbei, man hätte es ihm sonst übel genommen. Im Rößle aber hatte es nicht nur einen guten Rothen, sondern auch einen Würfelbecher und drei Würfel darin, und an Gesellschaft fehlte es auch nicht — der Rößlewirth ist selbst so eine Spielratte — somit darf es uns nicht wundern, daß der Herr Gemeindeammann bald im tiefsten Geschäft begriffen war. Zuerst wurde um Wein gespielt, dann aber wurde um Geld „geknochelt“. Das Glück war unserem Freund nicht hold: als er gegen zwölf Uhr ans Heimgehen dachte, hatte er nicht nur keinen Kappen mehr in der Tasche, sondern noch obendrein fünf Franken Schulden beim Wirth.

Da der Herr Gemeindeammann in einem Zustand sich befand, „wo man dem Weltgeist näher ist als sonst“, so wollte ihn der Rößlewirth

nicht fortlassen; er bestand aber auf dem Heimgehen und bat nur um eine Laterne. Daß er einen Mantel bei sich hatte, daran dachte er nicht mehr; der Rößlewirth dachte wohl daran, hütete sich aber, ihn daran zu erinnern, wahrscheinlich wegen der Sicherheit für die fünf Franken und die Laterne. So machte sich also der Hr. Gemeindeammann mit Laterne und ohne Mantel auf den Weg, als der Nachtwächter eben Zwölfe rief.

Der werthe Leser darf keine Sorge um unsern Helden tragen; ein freundlicher Genius geleitete ihn, und er wachte Morgens sechs Uhr gesund und wohlgenuth aus einem festen, von keinen bösen Träumen beunruhigten Schlafe auf, allerdings nicht in seinem Hause und in seinem Bette in G., aber nicht weit davon an einem Rain im Walde auf einem weichen Lager von Moos. Unversehrt stand die erloschene Laterne neben ihm, und seinen zerdrückten Hut hatte er noch auf dem Kopfe. Er stand auf, schüttelte sich, rieb sich die Augen aus, wußte aber nicht, wo er war und wie er hieher gekommen. Nur soviel wußte er noch, daß er gestern oder wenigstens vor nicht langer Zeit im Mantel in die Stadt gegangen war; jetzt aber

hatte er keinen Mantel mehr, sondern dafür eine Laterne. Bedenklich blickte er diese an und zerbrach sich den Kopf hin und her, aber kein Lichtstrahl fiel in die Finsterniß. Endlich brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Jetzt kommt es nur darauf an, ob ich der Gemeinammann von G. bin oder nicht. Bin ich der Gemeinammann von G., so hab' ich einen Mantel verloren; bin ich es aber nicht, so hab' ich eine Laterne gefunden.“

